

Arbeit und Selbstverwirklichung

Autor(en): **Pieper, Annemarie**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Studia philosophica : Schweizerische Zeitschrift für Philosophie =
Revue suisse de philosophie = Rivista svizzera della filosofia =
Swiss journal of philosophy**

Band (Jahr): **54 (1995)**

PDF erstellt am: **11.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-883048>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ANNEMARIE PIEPER

Arbeit und Selbstverwirklichung

Jene Tätigkeit, die wir als Arbeit bezeichnen, hat seit jeher einen ambivalenten Charakter: Zum einen verstehen wir darunter die alltägliche Fron, die wir um unseres Lebensunterhalts willen auf uns zu nehmen gezwungen sind. Zum anderen gilt uns Arbeit als eine sinnvolle Tätigkeit, die nicht nur unter zeitlich-quantitativem, sondern auch unter qualitativem Gesichtspunkt einen wesentlichen Teil unseres Lebensinhalts ausmacht. Diese beiden gegensätzlichen Emotionen – Frust und Lust der Arbeit – spiegeln ziemlich genau das antike Verständnis der menschlichen Praxis wider. Der griechische Bürger arbeitete nicht; Arbeit war des freien Mannes nicht würdig. Nur die Nichtfreien, die Sklaven mussten arbeiten, d.h. die ihnen von einem Herrn befohlenen Tätigkeiten im Haus und auf dem Feld ausführen. Ihnen oblagen in der Regel schwere körperliche Verrichtungen; versagten ihnen die Kräfte, zog dies harte Strafen und Züchtigungen nach sich.

Ihre Herren lagen nun derweil keineswegs auf der faulen Haut, nur dass ihre Tätigkeiten nicht unter dem Namen Arbeit firmierten; ihre Leistungen waren keine *opera servilia*, sondern *opera liberalia*: frei gewählte, unabhängige Weisen der Beschäftigung in niemandes Diensten. Daher hiessen diese nicht Arbeit, sondern Kunst: *techné*. Darunter fielen sowohl die schönen Künste als auch die Wissenschaften, doch nicht weniger die Staatskunst, die Feldherrenkunst, die Kunst der Haushaltsführung und die handwerklichen Künste. Im Unterschied zur Arbeit ist die Kunst eine schöpferische Tätigkeit, und der auf diese Weise Tätige handelt nicht in fremdem Auftrag, sondern nach freier Entscheidung.

Zwischen diesen beiden Polen schwankt auch heute noch häufig unsere Einschätzung der Arbeit. Der Lohnabhängige – und das sind heute die meisten Arbeiter, Angestellten, Beamten – sieht sich oft in der Situation des ausgebeuteten Sklaven, der für andere schuftet, deren Reichtum er zu mehren hilft, ohne selber angemessen am Gewinn beteiligt zu sein. Überdies empfindet er seine Tätigkeit – insbesondere in der technisch-industriellen Produktion – oft als eintönig und wür-

delos, da alle Kreativität durch immer wieder gleiche mechanische Abläufe und Handgriffe abgetötet wird. Schon Friedrich Schiller klagte, dass dem modernen Menschen die Totalität des Charakters abhanden gekommen sei, weil ihm im Unterschied zum Griechen keine ausgewogene, gleichmässige Bildung aller seiner Fähigkeiten zuteil wird. « Jene Polypennatur der griechischen Staaten, wo jedes Individuum eines unabhängigen Lebens genoss und, wenn es not tat, zum Ganzen werden konnte, machte jetzt einem kunstreichen Uhrwerke Platz, wo aus der Zusammenstückelung unendlich vieler, aber lebloser Teile ein mechanisches Leben im Ganzen sich bildet. Auseinandergerissen wurden jetzt der Staat und die Kirche, die Gesetze und die Sitten ; der Genuss wurde von der Arbeit, das Mittel vom Zweck, die Anstrengung von der Belohnung geschieden. Ewig nur an ein einzelnes kleines Bruchstück des Ganzen gefesselt, bildet sich der Mensch selbst nur als Bruchstück aus ; ewig nur das eintönige Geräusch des Rades, das er umtreibt, im Ohre, entwickelt er nie die Harmonie seines Wesens. »¹

Der Mensch, durch die Maschine oder maschinenähnliche Vorrichtungen zum Roboter degradiert, ist nur noch ein Rädchen im Produktionsablauf, den er als ganzen nicht zu überblicken und nur noch aus seiner eng umgrenzten Optik wahrzunehmen vermag. Er funktioniert in einem grösseren, durch unsichtbare Mächte gesteuerten Getriebe und wird dadurch selber zu einem Maschinenteil. Damit hat sich die Auffassung von der Arbeit als Sklavendienst noch verschärft, insofern an die Stelle eines Herrn aus Fleisch und Blut die anonyme Maschine getreten ist, deren reibungslosen Abläufen sich der Mensch anzupassen hat. Obwohl er aufgrund seines Einsatzes am Endprodukt beteiligt ist, ist seine Tätigkeit dennoch keine eigentlich produktive, und eben deshalb befriedigt sie ihn nicht. Albert Camus hat bereits 1951 darauf hingewiesen, dass zuerst die Arbeitsteilung und dann die Anwendung der Maschine es ist, « die den Arbeiter entmenschlicht »². Doch, so meint er, habe es keinen Sinn, « die Technik umstürzen zu wollen. Das Zeitalter des Spinnrads ist vorbei, der Traum von einer handwerklichen Kultur ist eitel. Die Maschine ist nur in ihrer heutigen Anwendungsart schlecht. Man muss ihre Wohltaten annehmen, selbst wenn man ihre Verheerungen ablehnt. Der Lastwagen, der Tag und

1 F. SCHILLER, *Über die ästhetische Erziehung des Menschen*, 6. Brief, Stuttgart 1975, S. 20.

2 A. CAMUS, *Der Mensch in der Revolte*, Reinbek 1969, S. 165.

Nacht von seinem Fahrer gelenkt wird, demütigt diesen nicht, der ihn in- und auswendig kennt und mit Liebe und Erfolg benützt. Die wahre und unmenschliche Masslosigkeit liegt in der Aufteilung der Arbeit. Vor lauter Masslosigkeit wird eines Tages eine Maschine mit hundert Arbeitsgängen, von einem einzigen Menschen betreut, einen einzigen Gegenstand herstellen. Dieser Mensch wird, auf einer anderen Ebene, teilweise die Schöpferkraft wiedergewinnen, die er als Handwerker besass. Der anonyme Produzent nähert sich dann dem Schöpfer. »³

Die Frage ist demnach die, wie es gelingt, mechanische Arbeitsprozesse so zu gestalten, dass die individuellen schöpferischen Kräfte nicht brachliegen, sondern für beide Seiten nutzbringend einfließen können. Gemeint sind nicht nur Arbeiten am Fließband, sondern eben jene eintönigen, sich zur Routine verselbständigenden Abläufe, die in fast allen Berufen aus Gründen der Effizienz ihren Platz haben. Selbst Denkvollzüge funktionieren manchmal mechanisch, ja die Tätigkeiten des Gehirns als solche können als ein Automatismus empfunden werden, der sich scheinbar ohne Zutun des Denkenden von selbst abspult. Davon sind keineswegs bloss die Lohnabhängigen betroffen, sondern auch die Selbständigen, die häufig um ihre Unabhängigkeit beneidet werden. Auch bei ihnen herrscht alles andere als eitel Kreativität in dem Sinn, dass sich ihre Arbeit im Planen, Entwerfen und Hervorbringen von immer Neuem erschöpft. Wer je die Verzweiflung des Schriftstellers vor dem leeren Blatt Papier, des Bildhauers vor dem unbehauenen Marmorblock erlebt hat, weiss, dass auch dort die Lust mit dem Frust verbunden ist. Sobald dann die Idee gezündet hat, wechseln innerhalb des Ausführungsprozesses Phasen des Sichselbstmachens der Sache mit solchen der kritischen Revision ab, wobei jeweils die Arbeitsdisziplin den Fortgang der Arbeit bestimmt.

Wahrscheinlich gibt es keine Arbeit, die nur Lust ist, obwohl die meisten sicher bereit sind, ein grosses Mass an Frust auf sich zu nehmen, wenn entweder die Kasse stimmt oder das Ansehen wächst. Die Lust des Erfolgs überwiegt dann die aufzuwendenden Mühen und Plagen. Doch nichts ist schlimmer, als sich umsonst angestrengt zu haben. Eine sinnlose Tätigkeit wäre eine solche, die entweder ihre Produkte zerstört und damit sich selbst durchstreicht oder eine solche, die ihr Ziel nicht zu erreichen vermag. Zwei Beispiele aus der griechischen Mythologie sollen dies verdeutlichen. Penelope, die Gattin des Odysseus, hielt sich während der zwanzigjährigen Abwesenheit

3 Ebenda, S. 239.

ihres Mannes die Schar der Freier dadurch vom Hals, dass sie vorgab, zuerst ein Leichentuch für ihren Schwiegervater Laertes fertigstellen zu müssen, bevor sie eine neue Verbindung eingehen könne. Aber dieses Tuch wurde nie fertig, weil sie am Abend das am Tag gewebte Stück Stoff wieder auftrennte. Betrachtet man nur diese Tätigkeit des Webens und Wiederauftrennens für sich allein, so erscheint sie als eine völlig widersinnige Beschäftigung, da sie das hergestellte Produkt in einer gegenläufigen Bewegung immer wieder auf Null reduziert und somit nie an ihr Ziel gelangt. Nimmt man jedoch den Kontext hinzu, so wird diese an sich selber sinnlose Arbeit zu einem Ausdruck von Treue, die dieses Tun im Dienst einer Hinhaltenaktik als etwas Sinnvolles ausweist, denn nun ist ja nicht das fertige Leichentuch das Ziel, sondern die Überbrückung der Zeit bis zur Heimkehr des geliebten Mannes.

Das andere Beispiel ist Sisyphos, der den Tod in Ketten legte, um den Menschen Unsterblichkeit zu ermöglichen. Dafür wurde er von den Göttern grausam bestraft. Er sollte in alle Ewigkeit einen schweren Felsblock einen Berg hinauf wälzen, darum wissend, dass es ihm nie gelingen würde, den Stein am Herunterrollen vom Gipfel zu hindern. Kann man sich eine sinnlosere Tätigkeit vorstellen als diese? Wir wissen zwar aus eigener Erfahrung, dass unsere Anstrengungen nicht immer von Erfolg gekrönt werden, dass im Gegenteil das gesteckte Ziel oft verfehlt wird. Dennoch lassen wir es meistens auf einen zweiten oder dritten Versuch ankommen, weil wir wissen, dass nicht immer alles gleich auf Anhieb glückt. Aber wenn wir von vornherein wüssten, dass das einzige uns vorgegebene Ziel für uns prinzipiell unerreichbar ist und wir uns trotzdem an ihm abarbeiten müssen, wäre die Situation hoffnungslos. Wie soll ein Mensch in auswegloser Lage ohne Sinn leben? Auch bei diesem Beispiel verändert sich wie schon bei Penelope die Beurteilung der Tätigkeit durch den Kontext. Camus hat in seiner Version des Mythos von Sisyphos zu zeigen versucht, dass die Sinnlosigkeit des qualvollen und doch völlig nutzlosen Steinewälzens aus der Vergeblichkeit der Bemühung um ein Verbleiben des Felsbrockens auf dem Gipfel des Berges resultiert. Wenn dieses Ziel unerreichbar ist, muss man nach Camus die Perspektive wechseln, um zu einer anderen Zielbestimmung zu kommen. «Heutzutage arbeitet der Werktätige sein Leben lang unter den gleichen Bedingungen (wie Sisyphos), und sein Schicksal ist genauso absurd. Tragisch ist es aber nur in den wenigen Augenblicken, in denen der Arbeiter zum Bewusstsein seiner selbst

gelangt. »⁴ Die Lage ist verzweifelt, und der Mensch ist ohnmächtig, da er die Bedingungen seines Existierens nicht verändern kann. Dennoch gibt es einen Ausweg, den Camus am Schicksal des Sisyphos exemplifiziert. « Es gibt kein Schicksal, das durch Verachtung nicht überwunden werden kann. »⁵ Sisyphos leugnet die Götter, die ihm ein so unmenschliches, eines Gottes nicht würdiges Los auferlegt haben. Mit den Göttern leugnet er auch jegliche aussermenschliche Sinninstanz. Als Sinnschöpfer kommt nur der Mensch in Frage, der sich selbst sein Ziel setzt. Dieses Ziel sieht er nicht mehr am Ende des Weges, sondern im Gehen des Weges. Anders gesagt: Der Sinn der Arbeit liegt nicht mehr in der Herstellung eines Produkts, sondern im Vollzug der Arbeit. Sisyphos will nun gar nicht mehr, dass der Stein eines Tages oben liegenbleibt, weil er sich damit seines eigenen, von ihm selbst gesetzten Ziels berauben würde. Denn sein Wälzen des Steins dient ja gerade einer Zurschaustellung seiner Verachtung der Götter, die ihn in seinem Selbstwert vernichten wollten und nun in bezug auf ihre sinnstiftende Kompetenz negiert werden. « Ich verlasse Sisyphos am Fusse des Berges? Seine Last findet man immer wieder. Nur lehrt Sisyphos uns die grössere Treue, die die Götter leugnet und die Steine wälzt. Auch er findet, dass alles gut ist. Dieses Universum, das nun keinen Herrn mehr kennt, kommt ihm weder unfruchtbar noch wertlos vor. Jedes Gran dieses Steins, jeder Splitter dieses durchnächtigten Berges bedeutet für ihn eine ganze Welt. Der Kampf gegen Gipfel vermag ein Menschenherz auszufüllen. Wir müssen uns Sisyphos als einen glücklichen Menschen vorstellen. »⁶

Kehren wir nach diesem Ausflug in die griechische Mythologie in die Gegenwart zurück. Wir haben gesagt, dass alle Arten von Arbeit, die aufgrund ihrer Monotonie einerseits, ihrer Abhängigkeit von Arbeitgebern andererseits sklavenähnliche *opera servilia* sind, häufig als unbefriedigend empfunden werden, weil sie keinen Raum für Kreativität lassen. Daher blicken diejenigen, die solche Arbeiten verrichten müssen, manchmal neidisch auf die sogenannten Geistesarbeiter, die selbst dann, wenn sie im Dienst eines Herrn stehen, ihre Tätigkeit abwechslungsreich und bis zu einem gewissen Grad selbständig gestalten können. Andererseits entwickelt sich aber zugleich auch eine Art Stolz bei denen, die unter Einsatz ihrer körperlichen

4 A. CAMUS, *Der Mythos von Sisyphos*, Reinbek 1959, S. 99.

5 Ebd.

6 Ebd., S. 101.

Kraft Schwerarbeit leisten. Als Arbeit im eigentlichen Sinn gilt ihnen nur das, was sie selber tun, wohingegen sie Geistesarbeit nicht als solche anerkennen. Dies bringt die Geistesarbeiter immer wieder unter Legitimationsdruck, und sie wehren sich, indem sie umgekehrt körperliche Arbeit als minderwertig hinstellen, weil dabei die geistigen Fähigkeiten, durch die sich der Mensch als Mensch auszeichnet, verkümmerten.

Am meisten beneidet werden in der Regel von beiden Seiten die Freiberufler, denn sie sind ihre eigenen Herren, können sich geistig und körperlich betätigen nach Massgabe ihrer Kreativität, tragen allerdings auch das volle Risiko dafür, dass sie gleichsam ihr Hobby zum Beruf gemacht haben und dadurch ein Höchstmass an Selbstentfaltung und Selbstverwirklichung erfahren. Das Beispiel der freiberuflich Tätigen, insbesondere der produzierende und reproduzierende Künstler, das von den meisten Menschen als ein erstrebenswertes Ideal betrachtet wird, macht deutlich, dass wir eine Arbeit, die wir um ihrer selbst willen tun, am höchsten schätzen, denn dort fallen all die Zwänge weg, die Arbeit sonst als lästige Pflicht erscheinen lassen, als eine Tätigkeit, die man zum Zweck des Broterwerbs ausübt und nicht deshalb, weil sie einem Spass macht. Dort jedoch, wo Arbeit zum Selbstzweck wird, bekommt sie eine andere Qualität, weil die Ressource Mensch nicht im Dienst eines fremden oder notwendigen Ziels ihres Kraftpotentials beraubt wird, sondern gerade im Akt der Ausschöpfung sich zugleich wieder erfüllt. Kreativität ist Verausgabung und Erfüllung in einem. Vorbild hierfür ist der göttliche Schöpfungsakt, der als eine Selbstveräusserung der Fülle in Gott gedeutet werden kann, bei welcher Gott keinen Substanzverlust erleidet, insofern das geschaffene Kunstwerk, die Welt, Anlass für eine unvergleichliche Befriedigung über das Geleistete ist. « Und Gott sah, dass es gut war », so heisst es im Schöpfungsbericht des Alten Testaments.

Nun gilt es jedoch, einem Missverständnis vorzubeugen, das sich aus der Idealbeschreibung von Arbeit als Selbstzweck ergeben könnte, denn auch der sogenannte Workaholic ist ja einer, der um der Arbeit willen arbeitet. Aber, und das ist der entscheidende Unterschied, er arbeitet wie unter einem Zwang, weil er von der Arbeit nicht mehr lassen kann. Arbeit ist in dem Fall wie eine Droge, nach der man süchtig ist, so dass man, anstatt sein Metier zu beherrschen, von diesem beherrscht wird. Was fehlt, ist die Distanz zur Arbeit, die nur durch Freiheit gewonnen wird. In der Bibel heisst es, dass Gott nach Fertigstellung seines Werkes eine Ruhepause einlegte. « Also waren

Himmel und Erde geschaffen..., so dass Gott am siebenten Tage sein Werk vollendet hatte, das er gemacht, und dass er am siebenten Tage von all seinen Werken ruhte, die er gemacht. Und Gott segnete den siebenten Tag und heiligte ihn, weil er an demselben ruhte von all seinem Werk, das Gott schuf » (Gen. 2, 1-3). Wenn schon ein allmächtiges Wesen einer schöpferischen Pause bedarf, um sich zu rekreieren, um wieviel mehr ist dies eine Notwendigkeit für ein endliches Wesen, das den verbrauchten Kräften die Möglichkeit geben muss, sich zu erneuern, und das den Wert seiner Arbeit aus einer gewissen Distanz erst einzuschätzen vermag.

Auch wenn es zutrifft, was eine Reihe von Sprichwörtern uns suggeriert, nämlich dass Arbeit einen Wert darstellt – « Arbeit macht das Leben süß », « Arbeit schändet nicht »; « Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen » –, darf man darüber nicht vergessen, dass es weder sinnvoll noch nützlich ist, ohne Unterbrechung zu arbeiten. Das Ausruhen Gottes von der Arbeit am siebenten Tag ist ein Hinweis darauf, dass auch die menschliche Arbeit, selbst wenn sie im Idealfall um ihrer selbst willen erfolgt, durch Ruhepausen unterbrochen werden muss, wenn ihre Qualität erhalten oder gar gesteigert werden soll. In diesen Pausen soll etwas ganz anderes getan werden, als was in der Arbeitszeit vonnöten ist. Das sogenannte Freizeitvergnügen resultiert in der Regel daraus, dass einer sich im Sinne eines Ausgleichs mit dem Gegenteil von dem beschäftigt, was er sonst tut. Der Geistesarbeiter z. B., dessen Bewegung sich meistens darin erschöpft, dass er seine kleinen grauen Zellen auf Trab hält, wird sich körperlich betätigen wollen, indem er etwa im Sport durch physische Anstrengungen ein Gleichgewicht zwischen Körper und Seele herstellt. Wer im Beruf körperlich schwer arbeiten muss, wird umgekehrt eine gewisse Beschaulichkeit in seiner Freizeit vorziehen, um sich zu regenerieren und seine brachliegenden geistigen Kräfte zu mobilisieren.

Die beste Erholung vom Arbeitsstress scheint mir jedoch das Spiel zu bieten. Auch Spielen ist eine Tätigkeit, und zwar eine spezifisch menschliche Tätigkeit. Tiere spielen nicht, es sei denn, wir übertragen angesichts bestimmter Verhaltensweisen von Tieren – etwa wenn wir junge Hunde herumbalgen oder Delphine sich im Wasser tummeln sehen – unseren Begriff vom Spielen auf diese Verhaltensweisen. Auch einen Gott können wir uns nicht als spielend vorstellen, es sei denn, wir meinen damit eine ausgezeichnete Form von Kreativität. Das Spiel der Tiere bleibt unterhalb des Menschlichen, denn Tiere spielen bewusstlos, d.h. indem sie spielen, wissen sie nicht dar-

um, dass sie spielen. Das Spiel Gottes übersteigt das Menschliche, insofern Gott mit höchster Bewusstheit unmittelbar schöpferisch tätig ist und in dieser Tätigkeit vollkommen aufgeht. Daher spielt auch Gott nicht im eigentlichen Sinn. Nur der Mensch vermag zu spielen, insofern er mit Bewusstsein spielt, ohne im Spiel vollkommen aufzugehen. Denn der Mensch hat, wie wir bereits gesehen haben, noch andere Tätigkeiten zu verrichten, darunter solche, die es ihm allererst ermöglichen, zu spielen. Der Mensch kann erst dann anfangen zu spielen, wenn die elementaren menschlichen Bedürfnisse befriedigt sind. Um diese befriedigen zu können, muss er arbeiten. Erst nachdem er einen gewissen Überfluss erarbeitet hat, kann er sich eine Verschnaufpause gönnen, in der er im Sinne von Arbeit untätig ist, die dadurch gewonnene Zeit aber mit einer anderen Art von Tätigkeit ausfüllen kann. Aristoteles hat diesen der Arbeit abgetrotzten Freiraum mitsamt der neugewonnenen Zeit als *Musse* bezeichnet. Solange der Mensch alle seine Anstrengungen darauf verwenden muss, um zu überleben, solange die Existenznot ihn ununterbrochen zur Arbeit zwingt, bleibt für *Mussestunden* keine Zeit. Erst mit dem Aufkommen grösserer, arbeitsteiliger Gesellschaften, in denen jeder mehr produzierte, als er für den eigenen Gebrauch benötigte, und den Überschuss gegen Dinge eintauschte, die er nicht selber produzierte, entstanden für den einzelnen kleine Freiräume, in denen er von der Arbeit befreit war. Aufgrund der Tauschmöglichkeit von Waren musste niemand mehr selbst alles zum Leben Nötige herbeischaffen, sondern konnte sich auf eine bestimmte Arbeit spezialisieren und diese so weit perfektionieren, dass er damit in kürzerer Zeit seinen Lebensunterhalt bestreiten konnte und auf diese Weise gleichsam einen Zeitüberfluss gewann, die *Musse* eben. In den *Mussestunden* konnte er sich Tätigkeiten hingeben, die ganz neue und andere Bedürfnisse befriedigten, geistige Bedürfnisse, von denen er nichts wusste, solange er die ganze Zeit brauchte, um seine Körperkräfte aufs äusserste anzuspannen, und die Ruhepausen ausschliesslich zur körperlichen Entspannung und Regeneration benötigte. In den Zeiten der *Musse* hingegen konnte er sich mit Dingen beschäftigen, die nicht unmittelbar zweckgebunden oder nützlich waren. Er beobachtete z.B. die Natur oder machte sich Gedanken über Gott und seine Mitmenschen. Je differenzierter eine Gesellschaft wurde, und je effizienter die Arbeitsprozesse sich gestalteten, desto mehr konnte sie sich den Luxus der *Musse* leisten, bis sie schliesslich sogar eine eigene Klasse von Menschen ganz von der körperlichen Arbeit befreien konnte. Die

Philosophen waren gewissermassen die ersten Müssiggänger von Berufs wegen. Sie bekamen das Lebensnotwendige aus dem von den Bauern und Handwerkern erzielten Überfluss und revanchierten sich mit ihren geistigen und kulturellen Produkten, die sie durch Unterricht und Lehre weiter vermittelten. Die antiken Philosophen waren noch Naturwissenschaftler und Geisteswissenschaftler in einer Person, und man könnte ihre Tätigkeit durchaus als Spielen charakterisieren. Sie überliessen sich nämlich dem Spiel ihrer Gedanken, indem sie etwa die Natur beobachteten, gewisse Regelmässigkeiten im kosmischen Geschehen feststellten und diese zu erklären versuchten. Auch das Experimentieren mit der Natur hat etwas Spielerisches, insofern die Reaktion der Natur auf bestimmte Fragen, die der wissbegierige Mensch an sie richtet, ausprobiert wird, d.h. er denkt sich gleichsam Spielregeln aus, vermittels deren er die Natur zum Mitspieler zu gewinnen trachtet. Die Natur spielt mit, wenn sie sich tatsächlich an die experimentell unterstellten Regeln hält. Auf diese Weise fanden die alten Naturphilosophen spielerisch vieles über die Bewegungen der Himmelsgestirne, der Elemente des Weltalls, der Prozesse des Entstehens und Vergehens und dergleichen mehr heraus. Aber sie liessen ihre Gedanken auch in anderen Lebensbereichen spielen, indem sie nach dem Wesen des Menschen, nach dem Verhältnis der Menschen untereinander und nach dem Göttlichen fragten. Auch hier konstruierten sie in Gedankenexperimenten Spielregeln in Form von Prinzipien, durch die etwas Abstrakt-Unsinnliches begriffen werden sollte : z.B. die Seele des Menschen, die Sittlichkeit einer Lebensform, die göttliche Vernunft etc.

Das Spiel, so wie z.B. Sokrates es exemplarisch betrieben hat, indem er auf den Markt ging, um die jungen Leute in höchst spitzfindigen Dialogen in seine Gedankenspiele hineinzuziehen und sie provokativ dazu zu bewegen, von ihrer eigenen Vernunft spielerisch Gebrauch zu machen, das Spiel also ist im Unterschied zur Arbeit eine Tätigkeit, die ihr Ziel nicht ausserhalb ihrer selbst, sondern in sich selbst hat. Man arbeitete nicht um der Arbeit willen, sondern um seine Existenz zu fristen und um Tauschgüter zu erzeugen, durch die man sich all das beschaffte, was man zusätzlich braucht. Die Arbeit war demnach nicht Selbstzweck, sondern Mittel zum Zweck des Lebens, schliesslich des Gutlebens. Das Spiel hingegen erfolgte stets um seiner selbst willen ; es hat sein Ziel in sich selbst : Gespielt wird um des Spielens willen, so wie man musiziert um des Musizierens willen.

Hier berührt sich also das Spiel mit der idealen Arbeit : der Tätigkeit des Künstlers.

In diesem weiten Sinn von Spielen wurde das Spiel in Gestalt von Philosophie, Wissenschaft und Kunst als eine Tätigkeit, die nicht Arbeit war im ursprünglichen Sinn, Teil einer Lebensform, in welcher das Geistige gegenüber dem nur Nützlichen ein eigenes Gewicht erhielt. Diese Herkunft des Spiels aus der der Arbeit abgetrotzten Musse macht auch die Ambivalenz und die unterschiedlichen Beurteilungen des Spiels im weiteren und engeren Sinn heute verständlich. Wer spielt, entspannt sich und regeneriert seine seelischen Kräfte, sagen die einen. Die anderen dagegen halten das Spielen für eine nutzlose Zeitverschwendung, die man allenfalls kleinen Kindern zubilligen kann, insofern diese noch nicht imstande sind, sich sinnvoll zu beschäftigen. Auch die Reichen, die mit ihrer Zeit nichts Besseres anzufangen wissen, spielen, und über ihre Spiele, die letztlich nur dazu dienen, die Zeit totzuschlagen, berichten die Illustrierten teils neidisch, teils abschätzig. Obwohl mittlerweile der Freizeitwert hochgehalten wird, werden von vielen auch die Hobbies und Urlaubsgenüsse nach ihrem Nutzen ausgewählt, d.h. man beschäftigt sich mit einer Sache nicht mehr um ihrer selbst willen, sondern weil man sich dadurch etwas anderes erhofft : Der eine liest die neuesten Romane, um in seinem Bekanntenkreis demonstrieren zu können, wie gross seine literarische Bildung ist. Ein anderer joggt Tag für Tag und legt sich anschliessend unter die Höhensonne, um seinen Mitmenschen einen sportlichen, vor Gesundheit strotzenden Körper vorzuführen. Diese Beispiele, die für viele stehen, zeigen, dass das Spielen missverstanden wird nach Analogie mit der Arbeit, die etwas Nützliches hervorbringt. So gesehen hat das Spiel seinen Zweck nicht mehr in sich selbst, sondern wird Mittel zu einem nicht durch das Spiel selbst gesetzten Zweck, der unter dem Gesichtspunkt der Nützlichkeit beurteilt wird.

Die geschilderte Ambivalenz des Spiels zieht sich sogar durch die Wissenschaften hindurch. Die Wissenschaften wurden, wie wir gesehen haben, ursprünglich um ihrer selbst willen betrieben : Die alten Philosophen wollten nichts anderes als die Wahrheit über das Weltall, inklusive die Menschen und Götter, herausfinden – auch wenn das Wissen der Wahrheit von keinem unmittelbaren Nutzen schien. Heute sind es vor allem die Geisteswissenschaften, deren Nutzen von Mitgliedern der Gesellschaft gelegentlich in Zweifel gezogen wird. Dass man ein Gemälde betrachten und analysieren kann, einfach weil es

schön ist ; dass man ein Gedicht zu interpretieren, einen Roman einem Autor zuzuschreiben, eine bestimmte historische Epoche in ihren sozialen und politischen Zusammenhängen zu überblicken versteht, das alles hat keinen unmittelbar messbaren Nutzen. Selbst die Naturwissenschaften entfernen sich unter dem Druck der Gesellschaft immer weiter von ihrem ursprünglichen Ziel : die Natur zu erforschen, um die Wahrheit über sie herauszufinden. Naturwissenschaftliche Grundlagenforschung wird heutzutage weitgehend unter dem Gesichtspunkt des gesellschaftlichen Nutzens betrieben ; die modernen Technologien machen deutlich, dass denjenigen Forschungsprojekten in den Naturwissenschaften der Vorrang zuerkannt wird, die technisch verwertbar sind. Dass dieser Nutzen wiederum höchst ambivalent ist, wird uns trotz der unbezweifelbaren Vorteile und Erleichterungen durch die Technik angesichts der modernen Waffensysteme und der Gentechnologie, um nur zwei Beispiele zu nennen, immer bewusster. Das Fazit, das wir aus dem Abstecher in die heutige Zeit ziehen können, lautet : In einer Leistungsgesellschaft, in der nur die nützliche Leistung zählt, können wir es uns anscheinend nicht mehr leisten, zu spielen. Spielen bedeutet in allen menschlichen Bereichen eine unnütze Vergeudung von Zeit, die man mit sinnvolleren Beschäftigungen zubringen sollte, wobei eine solche Beschäftigung in dem Mass als sinnvoller gilt, als sie sich dem Modell der Arbeit qua Leistung annähert. Niemand traut sich mehr so recht, um des Spiels willen zu spielen, und so verlernen wir es immer mehr, unsere kreativen Kräfte zu fördern. Dass dies eine Verarmung des Menschlichen mit sich bringt, wird noch einmal durch Friedrich Schiller bezeugt, wenn er ausführt : « der Mensch spielt nur, wo er in der vollen Bedeutung des Worts Mensch ist, und *er ist nur da ganz Mensch, wo er spielt.* »⁷

Wie sich gezeigt hat, sind die Aspekte, unter denen sich jene Tätigkeit, die wir als Arbeit bezeichnen, betrachten lässt, vielfältig und komplex. Arbeit dient ebenso sehr der Existenzsicherung und Selbsterhaltung wie der Erzeugung von industriellen Produkten und Kulturgütern. Arbeit ist Leistung und Selbstverwirklichung. Arbeit ist Last und Lust, eingebunden in ein Prozessspektrum, das sowohl anthropologischen wie technischen, ökonomischen, politischen, sozialen und juristischen Faktoren untersteht, die der einzelne an seinem Arbeitsort nur partiell zu durchschauen vermag. Trotzdem erwachsen

7 A.a.O., 15. Brief, S. 63.

ihm im Zusammenhang mit seiner Arbeit Verpflichtungen, denen er gewissenhaft nachzukommen hat. Wenn wir von Arbeitsmoral oder Berufsethos sprechen, meinen wir damit, dass der Wert, den unsere Arbeit hat und für den wir einen Lohn, ein Gehalt, eine Gage, ein Honorar erhalten, auch tatsächlich erbracht wird. Fleiss, Disziplin, Tüchtigkeit, Effizienz, Sorgfalt, Fehlerfreiheit, Sparsamkeit, Korrektheit – dies sind unter anderem Tugenden, durch die sich qualifizierte Arbeit auszeichnet. Daneben werden noch gute charakterliche Eigenschaften erwartet, die zu einem optimalen Arbeitsklima beitragen und daher vor allem in der Teamarbeit zum guten gemeinschaftlichen Gelingen beitragen.

Die Arbeitsmoral ist nicht eine besondere Moral, sondern sie umfasst Normen und Wertvorstellungen, die auch für andere Lebensbereiche gelten. So muss ich mich z.B. auch als Autofahrer korrekt und diszipliniert im Strassenverkehr verhalten, soll ich meinen Haushalt effizient in Schuss halten, die Kinder sorgfältig erziehen, mit meinem Budget sparsam umgehen usw. Überall dort also, wo mir Verantwortung übertragen ist, erwachsen mir Pflichten, die in den verschiedenen Anwendungsbereichen unterschiedliche Anforderungen an mich stellen. Entsprechend haben sich in der Arbeitswelt eine Reihe von Standesethiken herausgebildet, in denen die jeweilige Berufsmoral auf einem grundlegenden Prinzip beruht. So hat sich z.B. der Arzt gemäss dem Hippokratischen Eid dem Ethos des Helfens verpflichtet, und alle seine Bemühungen gelten der Erhaltung und Wiederherstellung der Gesundheit seiner Patienten. Der Richter hat für die Gerechtigkeit Sorge zu tragen und muss sich darum kümmern, dass den Angeklagten ein fairer Prozess im Rahmen der Rechtsordnung gemacht wird. Analog hat der Koch eine lukullische wie auch eine Hygieneverpflichtung, der Landwirt eine ökologische Verpflichtung gegenüber Boden, Vieh und Verbraucher usw. Alle diese zur Arbeitsmoral und zum Standesethos gehörenden Pflichten verweisen auf die Berufsehre, die zum Ausdruck bringt, dass man etwas kann in seinem Metier und sich dessen bewusst ist.

Die Arbeitsmoral macht die Arbeit zu einer typisch menschlichen Angelegenheit. Zwar sprechen wir auch vom Bienenfleiss oder bewundern die Ameisen wegen ihrer Koordinationsfähigkeiten, aber Tiere folgen ihrem Instinkt; sie arbeiten nicht nach selbst gesetzten Zielen und Zwecken. Daher vermögen sie ihrer Tätigkeit auch keinen Wert oder gar eine Würde zuzuschreiben. Wer arbeitet, arbeitet auch an sich selbst und bringt damit das Wesen des Menschen, seine Hu-

manität zur Erscheinung, indem er das, was den Menschen zum Menschen macht – Verstand, Vernunft, Urteilskraft und Mitleid – in sämtlichen Lebensbereichen nach bestem Wissen und Gewissen einsetzt.

Wir leben nicht mehr im Paradies ; die Bürde der Arbeit, die uns infolge der Vertreibung aus dem Paradies auferlegt wurde, bedingt, dass wir im Scheweisse unseres Angesichts unser Brot essen müssen. Offenbar haben Adam und Eva im Garten Eden nicht gearbeitet, sie brauchten sich des vorhandenen Überflusses nur zu bedienen, ohne sich dafür anstrengen zu müssen. Vielleicht haben sie aus schierer Langeweile vom Baum der Erkenntnis gegessen, weil sie sich nach einer sinnvollen Beschäftigung sehnten. Wie dem auch sein mag – wir können und wollen uns ein Leben ohne Arbeit nicht vorstellen. Auch wenn in Phasen der Erschöpfung die Fata Morgana eines Schlaffenlandes, in dem man untätig auf der faulen Haut liegt, sich die gebratenen Tauben ins Maul fliegen lässt und dem blossen Genuss hingegeben ist, etwas Verführerisches hat, würde doch niemand im Ernst eine solche Lebensform auf Dauer für sich wünschen. Da wir, wie Nietzsche sarkastisch bemerkte im « Zeitalter der < Arbeit > (leben), will sagen : der Hast, der unanständigen und schwitzenden Eilfertigkeit »⁸, mit dem Effekt, dass wir daraus keinen Gewinn ziehen – « Die Posse vieler Arbeitsamen. – Sie erkämpfen durch ein Uebermass von Anstrengung sich freie Zeit und wissen nachher nichts mit ihr anzufangen, als die Stunden abzuzählen, bis sie abgelaufen sind. »⁹ –, ist es umso wichtiger, ein Gleichmass zu finden zwischen Arbeit und Freizeit. Der Mensch ist nur da ganz Mensch, wo er spielt. Deshalb gilt es soviel Spielerisches wie möglich in die Arbeit zu integrieren, um der kreativen Gestaltung des Arbeitsprozesses willen. Desto grösser wird auch die Freude an der Arbeit sein und die Befriedigung, die sie verschafft.

8 F. NIETZSCHE: « Morgenröthe », in: *Sämtliche Werke*, Kritische Studienausgabe (KSA), München 1980, Bd. 3, S. 17.

9 F. NIETZSCHE: « Menschliches, Allzumenschliches », in: KSA, Bd. 2, S. 400.

